

NEUES LEBEN IN ALTEN MAUERN

Industriebranchen bestimmen das Bild der großen alten Wirtschaftszentren. Vor geraumer Zeit hat man den kulturbistorischen Wert der alten Fabrikanlagen entdeckt. Hochöfen als Museen beleben das wachsende Bewußtsein für Industriegeschichte und ihre Denkmäler. Im appenzellischen Bühler startete ein St.Galler Unternehmer den Versuch, eine aufgelassene Bleicherei wiederzubeleben.

Wenn man, aus Teufen kommend, den Wald in Richtung Appenzell hinter sich läßt, senkt sich das Wiesengelände rechts der Straße zu der Senke ab, die der Rotbach mit seinen Windungen in den Bergfels geschnitten hat. In einer seiner Schleifen liegt, hinter dem Gehölz am Bachlauf versteckt, die alte Textilbleiche in der Au im außerrhodischen Bühler. Als suche sie Schutz, ist sie in die Mulde geduckt, die äußer-

großzügig angelegten Würfel aus Beton, Glas und Metall machen das Gebäudegewinkel zum Relikt einer anderen Zeit, die Textilbleiche verkörpert ein Stück Industriegeschichte des Appenzellerlandes, beides zusammen wirkt wie ein schulmeisterliches Emblem der regionalen Industrialisierung, deren Voranschreiten in der Phase des Textilbooms sich an der Abfolge der baulichen Erweiterungen der «Bleicherei in der Au» bis hin zum Ruin von 1935 ablesen läßt.

Erste Fabrik im Dorf

Die «Bleicherei in der Au» war die erste Fabrik in Bühler. Bartholome Tanner legt in seiner «Chronik von Bühler 1723–1890» die Gründung aufs Jahr 1800 fest. Zur Liegenschaft gehörte damals ein grosses fünfgeschoßiges Bauernhaus, das vermutlich aus dem 18. Jahrhundert stammt und 1935 mit Wald- und Wiesengrund vom eigentlichen Fabrikareal abgetrennt wurde. Die Fabrik bestand aus Wohngebäude, Stadel, Walche- und Tröcknehaus; Ställe und Webkeller waren im Bauernhaus untergebracht. Bis 1918 kamen stetig neue Gebäude dazu, die Kaufbeträge bei den Besitzwechseln von einer Generation zur nächsten spiegeln, ungeachtet inflationärer Einflüsse, diesen Ver-

VON GERHARD MACK

ren Gebäude des Areals schmiegen sich an den Hang, Bussarde und Fischreihler kreisen über den Wiesen nebenan, die Zeit scheint stehen geblieben zu sein, das ganze Areal ein Ort der Idylle, wie selbst Fontane sie am Ausgang des letzten Jahrhunderts nur noch mit Mühe lokalisieren konnte.

Um so härter konfrontieren die benachbarten Neubauten der «Fahrzeugbau Sanwald» und der «Stilo» den traumbereiten Blick des Besuchers mit der Gegenwart: Die kompakten

Kuppelbau von der Bachseite aus.

größerungsprozess wider: Von 12 000.– Franken 1829 über 42 000.– 1862 bis zu 70 000.– 1894 wuchs der Kaufwert bei den Überschreibungen der Familie Preisig; als der Schwiegersohn Adolf Fisch 1916 die Anlage an die Firma Zürcher & Cie in Speicher verkaufte, erhielt er 400 000.– Franken. Hatte Fisch 1894 ein neu hinzugekommenes Bleichereigebäude mit Kesselhaus und die «Wasserkraft» samt «drei vollen Flaschen Chemikalien, drei Fass canerische Soda» mitübernehmen können, so erweiterte er die Anlage um einen zweiten Kessel, baute die Dampfmaschinenanlage um und ließ 1914, «als bereits das Kriegsgeschrei die Welt durchtobte», die heute noch vorhandene Shedhalle für neue Maschinen zum Mercerisieren der Ware erstellen. Als Fisch verkaufte, sorgte eine Anlage aus drei Dampfkesseln, einer Dampfmaschine, einer Turbine und einer Haupttransmission für Energie. Die neuen Besitzer reichten noch im Winter 1916 Pläne für ein neues, über dreißig Meter langes Gebäude ein (den heutigen Kuppelbau), das im Parterre die Bleicherei und im Dachraum die Tröcknerei beherbergte. In den beiden nachfolgenden Jahren wurde die Fabrik mit einer neuen Turbinenanlage elektrifiziert, durch ein Laboratorium erweitert und mit einem Anbau zur Kontrolle der Rohwaren versehen. Die Vergrößerung erforderte einen neuen Dampfkessel von etwa 100 Quadratmetern Heizfläche. Als Geschäft und Liegenschaft 1920 aus der Erbmasse Carl Zürchers an die Gesellschafter Emil und Fritz gingen, wurde ihr Kaufwert mit 694 000.– Franken taxiert. Der Konkurs fünfzehn Jahre später brachte eine Zweiteilung der Liegenschaft; die Fabrikanlage blieb bis 1990 weitgehend im damaligen Baubestand erhalten.

Enge wirtschaftliche Verknüpfung

Sowohl der Konkurs als auch die Gründung der «Bleicherei in der Au» sind mit der Entwicklung der Ostschweizer Textilindustrie aufs engste verknüpft. Daß es auf dem Land keine zünftischen oder sonstigen Verordnungen der Obrigkeit gab, hat den Aufbau des textilen Veredelungsgewerbes außerordentlich begünstigt. Hier gab es zahlreiche Arbeitskräfte, die je nach Bedarf und ohne Berücksichtigung gesetzlicher Schutzbestimmungen zur Heim- und Fabrik-

Das Fabrikensemble (Bildmitte) vom Hang her gesehen.



arbeit herangezogen oder entlassen werden konnten und nur geringen Lohn kosteten. Die erste Bleicherei in der Region wurde 1666 in Herisau gebaut, um 1800 gab es im ganzen Kanton bereits dreißig Bleichereien, Appreturen und Stoffdruckereien, zweiundzwanzig von ihnen waren in Herisau ansässig, viele waren nur kleinere Familienbetriebe (A. Tanner).

Einer der reichsten Textilfabrikanten der Region, Johann Ulrich Sutter, der Rudolf Binders Besitz übernahm, errichtete im Bühlerschen Strahlholz 1829 eine Baumwollstoff-Druckerei samt Appretur und Bleiche mit fünf- und zwanzig Arbeitern. Zwischen 1830 und 1860, als sein Geschäft am erfolgreichsten war, beschäftigte er laut Tanner über fünfhundert Heimarbeiter und etwa zweihundert Fabrikarbeiter. Diese waren in Außerrhoden um 1840 generell in der Minderzahl. Zumeist wurden für die harte Arbeit Männer herangezogen; nur 15 Prozent zumeist junge und ledige Frauen arbeiteten dort. Viele Beschäftigte, vor allem die Hilfskräfte, kamen aus anderen Kantonen und hatten rechtlich einen schlechteren Status. Bühler mit seinen 1200 Einwohnern wies 1840 zweiundvierzig Fabrikarbeiter, dagegen 236 Heimarbeiter und -arbeiterinnen sowie 26 Kaufleute und Fabrikanten auf. Ein halbes Jahrhundert später verdienten in Außerrhoden 1300 Arbeiter in den Fabriken für Textilveredelung ihren Lohn, tausend lebten und arbeiteten alleine in Herisau, das damals mit 19 von 29 Fabriken das Zentrum der regionalen Textilindustrie bildete. Die Aufwärtsentwicklung hielt an bis ins zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. 1911 arbeiteten 4263 Personen in der Außerrhodener Textilbranche, das waren 85 Prozent aller dem Fabrikgesetz unterstellten Arbeitskräfte und der höchste Prozentsatz in der Schweiz. 1917 begann eine gesamtschweizerische Krise der

Branche, die auf ihrem Höhepunkt 1935 auch die «Bleicherei in der Au» erfaßte. Zu diesem Zeitpunkt war im Kanton noch die Hälfte der Arbeitskräfte von 1911 im Textilbereich beschäftigt.

Der Arbeitsalltag der Fabrikarbeiter in den Appreturen, Sengereien und Bleichereien war hart: Die nassen Tuchballen mußten zu den verschiedenen Stationen der Bearbeitung getragen werden, in den Trockensälen herrschten durchschnittliche Temperaturen von 36 bis 40 Grad; sollten die Waren schneller fertiggestellt werden, wurde die Trockenzeit durch größere Hitze verkürzt. Neben Hitze und hoher Luftfeuchtigkeit hatten Arbeiter an der Durchnäsung ihrer Kleider zu leiden, zusätzlich waren sie starken Temperaturunterschieden ausgesetzt, die Luft war oft mit Chlor- und anderen chemischen Dämpfen durchsetzt. Unfälle (Brandwunden, Quetschungen, Fingerverluste) kamen häufig vor, etwa ein Viertel der zwischen 1890 und 1894 gemeldeten Arbeitsunfälle betraf die Appretur- und Bleichereiarbeiter. Die Idylle, die den Besucher des Fabrikareals heute erwartet, steht in krassem Gegensatz zum Alltag der Menschen, die hier früher auf der untersten Schicht der Appenzeller Textilarbeiterhierarchie ihr Geld verdienen mußten.

Verkauf statt Abriss

Auf den Charme des Verfalls, der die Schweiß- und Blutgeschichte überzogen hat, war Ruedi Zwissler vor rund 28 Jahren getroffen. Der renommierte Werbefachmann aus St.Gallen suchte für Katalogaufnahmen einen hellen, großen Raum mit Ruhe und Atmosphäre. Für ein Jahr mietete er sich im Obergeschoß des Kuppelbaus ein. Seither hat er die «Fabrik am Rotbach» wohl in sein Herz geschlossen. Als der

Maler Hans Schweizer, der hier für einige Jahre sein Atelier hatte, bevor er ein paar hundert Meter bachauf in die andere aufgelassene Fabrik am Strahlholz gezogen ist, ihm davon erzählte, daß das Areal zum Verkauf stehe, wurde er hellhörig. Daß die meisten Gebäude abgerissen werden, das Gelände mit Sand aufgeschüttet und der schöne Kuppelsaalbau zu einer Prüfstraße ausgekernt werden sollten, damit die Kantone Appenzell hier ein Testgelände für Lastwagen hätten, mußte ihm wie ein Sakrileg vorkommen. Der Zeitpunkt für einen Kauf war günstig.

Der gelehrte Dekorateur besaß in St.Gallen, zum Teil anteilig, mehrere auch international tätige Firmen, deren Erfolg Vergrößerungen erforderlich machte. Gerade hatte man dort ein Areal für einen Neubau erworben, das es erlauben würde, alle Firmen unter einem Dach zusammenzufassen. Der Hinweis auf die alte Bleicherei sechzehn Kilometer entfernt in den Appenzeller Hügeln setzte ein Umdenken in Gang: Konnte man nicht ebenso gut dorthin ziehen? Wäre es nicht sinnvoller, eine ehemalige Fabrik wiederzuverwenden und aus der eigenen Gegenwart zu beleben, statt noch einen Neubau in eine Landschaft zu stellen, die ohnehin schon zersiedelt genug ist? Schon lange hatte Ruedi Zwissler Respekt vor der Qualität alter Bausubstanz, deren Qualität heute nur mehr selten erreicht wird, und ökologisches Denken war ihm nichts Fremdes. Die bessere Ausnutzung vorhandener Kapazitäten und Ressourcen gehörte zu den Eckpfeilern seiner Beratertätigkeit bei großen Firmen, das Messebausystem, das er erfolgreich weltweit vertrieb, war auf sparsame Materialverwendung und geringes Transportgewicht angelegt, ein Nachfolgeprodukt besteht ganz aus abbaubaren Rohstoffen. Die Analyse der Örtlichkeit in Bühler ergab, daß eine Reihe von Gebäuden hätte instandgesetzt werden können und genügend Fläche vorhanden war, um auf dem Fabrikareal durch den Abbruch der häßlichen neueren Bauten einen Neubau für den darüber hinaus bestehenden Raumbedarf zu errichten. Der Gewinn der profitablen Unternehmensgruppe hätte die Renovationskosten der Altbauten getragen.

Seit der Stilllegung in den dreißiger Jahren war vieles baufällig geworden, Dorfbewohner sprachen von der «Ruine», eine Mischkalku-

lation aus neu und alt schien ein real gangbarer Weg zu sein. Nachdem Gemeinde und Kanton Interesse signalisiert und Unterstützung zugesagt hatten, entschied sich Ruedi Zwissler, die Firmen von St.Gallen nach Bühler zu verlegen, und kaufte das Areal. Eine unglückliche Verkettung unabsehbarer Schwierigkeiten machte dem idealistischen Unternehmer allerdings sehr schnell einen dicken Strich durch die Pläne. Daß er bis heute an der Wiederbelebung und Instandsetzung der alten Gebäude festgehalten hat, mußte er mit dem Verlust seiner Unternehmen bezahlen. Dennoch hat er nicht aufgegeben: «Wenn ich soviel verloren habe, kann ich nur noch weitermachen», umreißt er seine Situation. Als für dieses Vorhaben keine Bewilligung erteilt wurde, sollte ein Zentrum für Dienstleistungsbetriebe, Handwerker und Künstler entstehen. In Zusammenarbeit mit Handwerkern der Region fing er an, Gebäudeabschnitt für Gebäudeabschnitt, soweit das Geld gerade reichte, gegen den weiteren Zerfall zu sichern und in einzelnen Teilen auch zu renovieren. Dreizehn Kleinunternehmen, zu denen auch die Einpersonsbetriebe aus diversen Kunstbereichen zu rechnen sind, haben sich inzwischen in der alten Fabrik angesiedelt. Ein Rundgang zeigt das Renovationsprogramm in den verschiedensten Stadien von der notdürftig gegen Regen und Wind abgedichteten Shedhalle bis zu dem wieder hergestellten Prunkstück des Trockneturms.

Respektvolle Sanierung

Aus der Ferne verfährt sich der Blick des Besuchers zunächst an dem mächtigen Kuppelbau der Neuen Bleicherei, den der aus Winterthur stammende Architekt Ernst Kuhn 1916 entworfen hatte. Er gehörte während der Blütezeit der Stickerei zu den führenden Architekten St.Gallens; die Hauptpost, das Haus des Verkehrsvereins am Bahnhofplatz, Villen, Stickereigebäude, die «First Church of Christ Scientist» an der Böcklinstraße oder das derzeit darniederliegende Dancing Trischli prägen noch heute das Erscheinungsbild der Stadt. Das Bleichereigebäude gefällt vor allem durch die schöne Dachform im Neo-Barock und das hohe Dachgeschoß ohne Stützpfiler. Über dem massiven Erdgeschoß wölbt sich schwungvoll ein Mansard-Walmdach, aus dem Dachfenster mit Spitz-

bogengiebeln geschnitten sind. Damit die Fensterfassade dem Bau die frühere Harmonie zurückgeben kann, wurden der angrenzende Teil der Anbauten abgerissen und die zugemauerten Fensteröffnungen ausgebrochen. Stilgerecht setzte man unterteilte Holzfenster ein, die dem massiven Mauerwerk Rechnung tragen und ihm Höhe abgewinnen; die Simse aus Teufener Schiefer unterstreichen die einheitliche Gestaltung des ganzen Baus.

Gehen die Sanierungsmaßnahmen über das Hervorholen der einstigen Gestalt hinaus, wirken sie zurückhaltend und lassen erkennen, daß die optische Wirkung den Eigenheiten des verwendeten Materials abgewonnen ist: Zur Überdeckung des Eingangs findet das Leichtmetallgerüst aus der Zwisslerschen Messebautechnik Verwendung, das Portal wird durch zwei frisch gepflanzte Bäumchen aufs einfachste markiert, die Tür selbst begnügt sich mit den Oberflächen von Blech und Glas. Durch sie hindurch gelangt man in die allen ansässigen Betrieben gemeinsam verfügbare Kantine; auch hier bestimmen die Naturmaterialien Holz und Metall das Erscheinungsbild, der hohe Raum gewinnt Wohnlichkeit durch einen Deckenhänger, wemgleich die Höhe im Winter beachtliche Heizprobleme verursachen dürfte. Hinter einem Buffet im Hightech-Design entdeckt man eine weitere Eigenart des Sanierungskonzeptes: Vorhandenes wird, wenn irgendmöglich, wiederverwendet und mit neu hinzugefügten Bauelementen kombiniert; die zeitgemäß ausgestatteten sanitären Anlagen verschließt eine alte abgelaugte Holztür, die dem hell geflüßten Raum eine zusätzliche warme Note verleiht. An ande-



Das gesamte Ensemble 1918.

ren Gebäudeteilen werden alte Fenster eingesetzt, Abbruchholz findet in Decken Verwendung, Styropor wird gemahlen und erneut zur Isolation benutzt.

Vielfältige Nutzung

Neben der Kantine führt die rekonstruierte Holzterrasse hinauf zum Kuppelsaal. Der große, hohe Raum besticht durch seine Helligkeit und durch das schöne Zimmermannsgebälk aus schräggestellten Stuhlsäulen mit Bügen und Spannriegeln. Hier lagern einstweilen noch Baustoffe, die Heizkörper lassen sich jedoch als Signal für die künftige Verwendung verstehen: In dem weiten Raum ließe sich, wenn Mieter Interesse zeigen, erstmalig für die Schweiz eine Atelier- und Bürogemeinschaft unterbringen, deren Mitglieder durch Büroschränke und Paravents voneinander getrennte «Zellen» beziehen und den Kostenaufwand für die Infrastruktur durch eine gemeinsame Servicestation (Reception, Büromaschinen etc.) reduzieren.

Steigt man aus dem luziden Dachraum mit seinem Rundblick auf Wald und Wiesen herab, so betritt man durch die gegenüberliegende Tür das neue Domizil der Appenzeller Präge. Sie nimmt den Großteil des Erdgeschosses des ehemaligen Bleichereigebäudes ein. Die gute Atmosphäre und die akzeptablen Mietpreise seien ausschlaggebend für den Umzug von St.Gallen gewesen, erläutert Kurt Hidber; den Raum habe man in Abstimmung mit Ruedi Zwissler nach den eigenen Bedürfnissen gestalten können.

Rechts stößt an den Kuppelbau die alte Shedhalle von 1914. Hier teilen der Bildhauer Christoph Holenstein und die Dekorationsmalerin Annina Schenker seit Ende letzten Jahres ein Atelier. Die alten Transmissionsräder wurden abgehängt, Wände eingezogen und der hohe Raum teilweise mit einem Zwischenboden unterteilt, der zusätzliche Fläche für ein Büro schafft. Die Shedhalle wird von einer Zimmerei genutzt, die ebenso wie der ansässige Schlosser bei den Renovationen der Fabrik mitarbeitet. Der ursprüngliche Plan, die gesamte Halle, in der sich vor der Jahrhundertwende Bleicherei, Mercerisation und Kesselhaus befunden hatten, so zu sanieren, daß die Bauelemente in ihrer ursprünglichen Form wiederzuerkennen und zu einem spannungsreichen Ganzen zusammen-

gefügt sind, dürfte noch erhebliche Anstrengungen erfordern; vorderhand wären die Decke zu isolieren und neue Träger einzuziehen. Zugleich macht der gegenwärtige Zustand allerdings auch erkennbar, wieviel Mühe in die bereits renovierten Bauten investiert worden ist, und zu welch überraschenden Erfolgen sie geführt hat.

An das Südende dieses Baukörpers stößt eine Einstellhalle aus der Zeit um 1930. In ihr betreibt jetzt Tobias Lenggenhager eine Schlosserei und Schmiede, die Fassade aus drei großen Fenstern mit den Gittern aus schmalen Eisenrippen, wie sie für die Industrieverglasung typisch war, sind besonders beeindruckend. Über

Der Kuppelbau von 1916 (ehemals die neue Bleicherei) mit den fünf durch einen Abbruch wieder freigelegten hinteren Fenstern.



diesem Anbau erhebt sich das Zentrum des gesamten Ensembles, der Tröckneturm. In dem mehrgeschossigen Gebäude von 1827 befanden sich um den Treppenhauskern Lüftungsräume, in denen die Tuchbahnen zum Trocknen aufgehängt wurden; eventuell benutzte man sie auch zum Schwefeln der Stoffe. Die Feuchtigkeit hatte dem Gebäude sehr zugesetzt, in der Decke war ein großes Loch, das Treppenhaus hatte eine zwei Zentimeter dicke Mooschicht überzogen. Eine heutige Begehung zeigt die Chancen einer mustergültigen Sanierung: In die Lüftungsräume wurden aus Abbruchholz Decken eingezogen, die Wände besserte man aus, die Ziegel sind unter dem Verputz freigelegt. Gleich ob man sich im Eingangs-, Büro- oder Wohnbereich aufhält, die einfachen Materialien schaffen eine Atmosphäre, wie man sie sonst nur von

südeuropäischen Ländern her kennt. Hinzu kommt, daß die hinterlüftete Fassade für einen ausgezeichneten Klimaausgleich sorgt. Außen empfängt ein Vordach mit schöner Holzkonstruktion den Besucher.

Erwähnenswert sind sicherlich auch die geometrischen Jugendstileinflüsse im seitlichen Zugang zum Tröckneturm, das ausgetäferte ehemalige Büro der Firma Zürcher & Cie im südwärts anschließenden Bau, die Malereien des Vorbaus oder das sanierte Ziegelhaus am Hang, das die Keramikwerkstatt Monika Ebner und das Grafikatelier Emanuel Sturzenegger beherbergt. Wer sich am Ende des Rundgangs die verschiedenen Sanierungsphasen noch ein-

mal vor Augen hält, wird in jedem Fall von der immensen Mühe und Sorgfalt überzeugt sein, die hier angewendet werden. Sie überraschen um so mehr, als auch nach Abschluß der Arbeiten kein Gewinn zu erwarten sein dürfte. Ein Neubau wäre in finanzieller Hinsicht allemal, auch bei günstigem Verlauf des ersten Vorhabens, rentabler gewesen. Liebe und Bilanzen, scheint das Projekt «Fabrik am Rotbach» erneut zu belegen, vertragen sich nicht. ◆

Literaturhinweise:

- Alfred Bossard, Die schweizerische Textilindustrie im internationalen Konkurrenzkampf, Zürich/St.Gallen 1959.
- Markus Fischer/Büro Arias, Dossier «Fabrik am Rotbach», Winterthur 1990.
- Jost Kirchgraber/Peter Rölling, Stadt St.Gallen: Ortsbilder und Bauten, St.Gallen 1984.
- Neues Bauen in der Ostschweiz, Max Graf u.a., St.Gallen 1989.
- Albert Tanner, Spulen-Weben-Sticken, Zürich 1982.